

# Gut beschützt

Das Virus schneidet Altenheim-Bewohner von der Welt ab – auch im Seniorenzentrum Nord in Halberstadt. Ihren Liebsten können sie jetzt allenfalls vom Balkon aus winken. Wer nicht mehr aufstehen kann, der bleibt ziemlich einsam. Ein Lagebericht.

**S**eit fünf Jahren lebt Margarete Schöne im Heim. Sie ist 95 und kann alleine nicht mehr aufstehen. Deshalb macht sich Tochter Margitta Lendecke jeden Nachmittag auf den Weg zu ihr, holt sie aus dem Bett, spricht mit ihr, nimmt sich Zeit, sie zu einem Spiel zu überreden, setzt sie in den Rollstuhl. An guten Tagen schiebt sie ihre Mutter ein Stück spazieren. Doch gute Tage gibt es jetzt nicht mehr. Im Seniorenzentrum Nord herrscht, wie in allen Alten- und Pflegeheimen, Besuchsverbot – alte Menschen, die zur Hochrisikogruppe für einen schweren Verlauf der Covid-19-Krankheit gehören, will man damit schützen.

Aber funktioniert das? Begreift man mit 95, was da draußen gerade vor sich geht? Oder fühlt man sich einfach nur von den Liebsten im Stich gelassen? Werden alte Menschen nun möglicherweise an Vereinsamung sterben statt an der Virusinfektion?

„Nein, so schlimm ist das für unsere Bewohner nicht“, sagt Erika Riesmeyer kopfschüttelnd. Sie arbeitet als Betreuungskraft in Haus 8, in ihrem Wohnbereich sind

manche der Senioren noch ganz mobil, gehen am Rollator, andere sind bettlägerig oder demenz. Zusammen mit ihren Kolleginnen kümmert sie sich darum, eine Art neuen Alltag zu finden – mitten in der Ausnahmesituation. „Das gelingt uns ganz gut“, erzählt sie. „In den ersten zwei Wochen haben einige Bewohner die Pandemie als bedrohlich empfunden, haben mit Angst die Nachrichten im Fernsehen verfolgt. ‚Dass ich das noch erleben muss‘, hat jemand gesagt. Oder: ‚Das ist ja schlimmer als der Krieg.‘“ Aber inzwischen habe sich die Lage entspannt. Die alten Menschen seien nicht verbittert oder verbissen. „Sie akzeptieren das Besuchsverbot, und wir finden neue Wege, organisieren uns anders.“

Weil eine Wohngruppe letztlich eine Art Familie ist, müsse keiner den ganzen Tag allein in seinem Zimmer bleiben, erzählt die Einrichtungsleiterin Ramona Ibe. Statt der großen Gruppen, in denen man sich sonst für Beschäftigungsangebote wie Gymnastik oder Gedächtnisspiele trifft, sitzen die Senioren nun in kleinen Gruppen zusammen. Auch bei den Mahlzeiten gibt es mehr Abstand zwischen den Tischen, und in der Pflege wird bei körpernahen Arbeiten ein Mundschutz getragen. Die Betreuer nehmen sich Zeit für Einzelgespräche, wann immer es machbar ist. „Ich spüre auch Veränderungen, die ich richtig gut finde“, sagt Erika Riesmeyer. „Denn so seltsam wie das klingt, der Kontakt zwischen uns Angestellten und den Angehörigen unserer Bewohner hat sich in den letzten Wochen verbessert.“ Und das, obwohl Ehepartner, Töchter, Söhne und

*Hannelore Schreiter wartet auf den Tag, an dem sie im Seniorenzentrum wieder Besuch empfangen darf.*



Foto: Nancy Langjahr

Enkel – wirklich ausnahmslos alle – draußen bleiben müssen.

In normalen Zeiten laufe man sich allenfalls auf dem Flur über den Weg und grüße sich kurz, nun wird viel telefoniert. Nicht nur, um einmal wöchentlich einen Lagebericht aus dem Heim zu übermitteln, sondern auch, um kurze Übergaben und Balkon-Treffen zu arrangieren. „Viele Angehörige bringen kleine Überraschungen für ihre Lieben, etwa Süßigkeiten, Duschbad oder Blumen. Und dann gibt es eben vereinbarte Treffen auf dem Balkon, damit man sich wenigstens mal ein paar Minuten sehen kann.“

Auch Margitta Lendecke macht sich nach wie vor täglich auf den Weg zum Altenheim. Um ihrer Mutter über die schwierige Zeit zu helfen und ihr kleine Zeichen zu senden, die ihr sagen, dass sie an sie denkt, schreibt sie jeden Tag ein Kärtchen. Oft sind Kalenderbilder aus Eilenburg darauf zu sehen, Fotos aus der alten Heimat, die vielleicht Denkanstöße bringen, Erinnerungen wecken. Auch der Bruder schickt aus Leipzig Post an die Mutter. „Meine größte Sorge ist, dass sie im Bett liegt, an die Decke starrt und die Gedanken kreisen unaufhörlich“, sagt Margitta Lendecke. „Sie hat oft traurige Phasen, die Einsamkeit macht das nicht besser. Durch meine Besuche versuche ich immer, sie aufzumuntern, dieses Gedankenkreisen zu unterbrechen. Das sollen jetzt meine kleinen Kärtchen schaffen.“

So viel Bauchschmerzen ihr die Situation auch bereitet, weil ihr natürlich bewusst ist, dass die Pflegekräfte nicht plötzlich mehr Zeit für die Bewohner haben, so richtig und wichtig findet sie trotzdem, dass streng auf das Einhalten der Maßnahmen geachtet wird. „Man muss vernünftig sein. Es ist die Einsicht in eine Notwendigkeit.“ Als eine Lernschwester das Telefon ans Bett ihrer Mutter bringt, freuen sich beide, obwohl die alte Dame ihre Tochter kaum versteht. „Mutsch, ihr habt kein Corona im Heim. Das ist doch das Wichtigste“, sagt sie aufmunternd.

Corona im Heim. Das ist das schlimmste Szenario. In den Nachrichten hat man gesehen, wie Einrichtungen evakuiert wurden und wie in Wolfsburg und andernorts viele alte Menschen starben. Mit jedem Arzt, jeder Podologin, jeder Physio- oder Ergotherapeutin, jeder Wundschwester, die das Heim betreten, geht auch die Gefahr einher, dass das Virus eingeschleppt wird. „Sie tragen einen Mundschutz und bestätigen, dass sie nicht erkältet sind, aber ein Restrisiko bleibt“, sagt Ramona Ibe. Das trifft auch auf die eigenen Angestellten zu, die ja ein Leben jenseits der Arbeit haben. „Die besondere Verantwortung, die ich trage, ist mir bewusst“, sagt Erika



Erika Riesmeyer (li.) Betreuungskraft, im Gespräch mit Lieselotte Hauenschild.

Foto: Dana Toschner, Ideengut

Riesmeyer. „Ich gehe zur Arbeit und nach Hause – und manchmal im Wald spazieren. Sonst gehe ich nirgendwo hin. Mein Mann übernimmt das Einkaufen.“ Für den Fall, dass es im Heim doch eines Tages einen ersten Infektionsfall gibt, hat das Cecilienstift, der Träger des Seniorenzentrums Nord, einen Pandemie-Notfallplan in der Schublade. Darin steht zum Beispiel, wie und wo Quarantäne-Zimmer für die Infizierten einzurichten wären. „Hoffen und beten wir, dass wir den niemals brauchen“, sagt Ramona Ibe.

Mit ihr hofft auch Kathi Richter, deren Mutter in Haus 8 lebt. Normalerweise schauen sie oder ihre Schwester jeden Tag für einen Kurzbesuch vorbei. Nun bleibt ihnen nur das Handy und ein- oder zweimal die Woche ein Balkonschwätzchen. Dass ihre Mutter Karin gut aufgehoben ist, dass man sich gut um sie kümmert, bezweifelt sie keinen Moment. „Ich habe 110-prozentiges Vertrauen in die Angestellten. Sie versuchen, das Beste aus der Situation zu machen. Die Pflegekräfte tun mir leid, denn sie stecken ja mittendrin im Corona-Wahnsinn.“ Ihre Mutter wirkt am Telefon robust und tapfer. „Wir können uns über nichts beklagen“, sagt die 80-Jährige. „Die Betreuer machen jetzt sogar Dinge, für die sie eigentlich gar nicht zuständig sind, Haare waschen oder Locken wickeln. Das finde ich richtig schön, denn ich vermisse den Friseur. Wir Frauen sind ja da ein bisschen eitel.“ Wenn man sie fragt, was ihr fehlt, dann sagt sie: „Mei-

nen erst zehn Wochen alten Urenkel Arne sehen zu können. Und Umarmungen natürlich.“

Auch Lieselotte Hauenschild, 84, die gerade von Erika Riesmeyer eine Runde durch den menschenleeren Park geschoben wird und die Frühlingssonne genießt, fehlen die Berührungen. „Ich würde meine Kinder so gern mal drücken“, sagt sie. Aber einsam fühle sie sich nicht. „Es ist immer jemand da, wenn wir sprechen wollen, und die Beschäftigungsangebote lenken uns ab. Außerdem wissen wir alle um die Wichtigkeit dieser Vorsichtsmaßnahmen, und ich finde es gut, dass sie so streng eingehalten werden.“

Es werden keine Ausnahmen vom Besuchsverbot gemacht, nicht zu Ostern und auch nicht zum Geburtstag. „Ein besonderer Fall wäre es, wenn ein Bewohner im Sterben liegen würde. In der letzten Lebensphase würden wir mit Angehörigen sprechen und sicherlich nicht die ganze Familie, aber den engsten Verwandten ins Haus lassen. Alles andere wäre unmenschlich“, sagt Ramona Ibe. „Im Moment geht es all unseren Bewohnern gut, Gott sei Dank.“

Sie besucht Hannelore Schreiter, 83, in ihrem Zimmer. Für sie sind die Besuche ihrer Enkelin, ihrer Tochter, ihres Sohnes und ihrer Schwester – alle wechseln sich ab – eigentlich immer die Höhepunkte des Tages gewesen. Dass sie jetzt nicht kommen können und sie viel Zeit hat, um allein aus dem Fenster zu schauen und die Vögel zu beobachten, macht ihr in manchen Momenten das Herz etwas schwer. „Es muss ja sein“, sagt sie. Ihre Stimme klingt fest. Man würde nicht ahnen, dass gerade ein paar Tränen still ihr Wange hinunterlaufen. Ob sie Angst hat vor Corona? „Nein. Ich habe keine Angst. Wir sind hier alle gut geschützt.“

Dana Toschner